

Mordecai Richler

Joshua damals und jetzt

Roman

Aus dem Englischen
von Gisela Stege

liebeskind

1 Nun seht mich an, dachte Joshua.

Sein rechtes Bein hing zwar nicht mehr im Streckapparat, der an der Decke des Krankenzimmers befestigt war, lag aber immer noch in Gips: Mehrfachbrüche heilten – in seinem Alter – nur langsam. Es steckten auch keine Schläuche mehr in seinen Nasenlöchern, die ihn intravenös ernährten und seine Lunge dränierten. Eine Lunge, in der bei jedem Atemzug das Blut gurgelte. Dennoch machte er sich noch immer Gedanken über das fremde Blut, das in ihn hineingepumpt worden war. Sechs ganze Liter! Es überflutete seine Träume, es verunreinigte seine wachen Stunden. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Teil dieses Blutes von Wermutbrüdern oder Junkies stammte, die es ans Krankenhaus verhökert hatten, war groß. Bestimmt kriege ich noch Hepatitis, dachte er. Oder Schlimmeres.

Obwohl seine gebrochenen Rippen allmählich heilten – das versicherte man ihm jedenfalls –, war das Husten immer noch eine Qual. Der Gips am rechten Arm würde ihm nicht vor Donnerstag abgenommen werden; die Finger der rechten Hand konnte er jedoch schon wieder bewegen. Es gab Stellen, die er erreichen konnte, um sich zu kratzen. Legte man ihm eine Zeitschrift aufs Lesegestell, konnte er selbst umblättern. Aber *Time*, kein Gegenstand der Empörung mehr (wie damals, als sie Adlai beschimpfte, der dem Senator Joseph McCarthy seligen Angedenkens Beifall klatschte), machte ihm nun, da sie von Fairness durchdrungen war und mit seinen Lorbeeren großzügiger umging, längst nicht mehr so großen Spaß. Auch gab es nichts mehr über die eine so angenehme Selbstgerechtigkeit erzeugenden ungerechten Kriege zu lesen, bei denen man für die Unterdrückten Partei ergreifen konnte. Zum Teu-

fel mit den Unterdrückten – Halunken alle miteinander! Die Roten Khmer, die Vietnamesen – sie waren für ihn austauschbare Rätsel, und es interessierte ihn kaum, wer diesmal gewann. Und welche Nationale Befreiungsfront etwa in Botswana siegte, oder wie immer sich dieses anmaßende Stück Afrika jetzt wieder nannte. Eine gute Nachricht: Bob Hope, so las er, habe gesagt, er wolle ein TV-Special in China drehen. Nach dem Langen Marsch, nach Jahren des Darbens, endlich der »große Sprung vorwärts«. Die William Morris Agency, Swifty Lazar, Sue Mengers oder wer sonst noch die Hoffnung – groß geschrieben – vertrat, sie alle würden binnen Kurzem dort draußen im Reich der Mitte aufkreuzen, mit Deng Xiaoping verhandeln und ihm Abenteuer in natürlichen Farben für die ehemals unbotmäßigen *chinks* offerieren. Man stelle sich vor – durch Ausfall von Virginia Mayo Auftritt der diesjährigen Miss America, im Original-Halston-Modell discotanzend vor einer Höhle in Yunnan.

Und nächstes Jahr werden uns dann vielleicht Sonny und Cher geboten – direkt aus Auschwitz, wo sie vor den geöffneten Toren eines rekonstruierten Krematoriums gemeinsam »The Way We Were« anstimmen.

Nachdem alle Brüche verheilt waren, hatte man seinen kahl geschorenen Schädel endlich aus den Verbänden geschält. Kein Ärzteteam umstand mehr besorgt sein Bett, beriet sich flüsternd mit tiefensten Mienen, krauste beim Kontrollieren der Fieberkurven die Stirn, während sie ihn nach Namen, Wochentag oder dem Alter seiner Kinder fragten. Alex – achtzehn; Susy – vierzehn; Teddy – zehn. Ich werde nicht dümmer sein als zuvor, dachte er. Schöner Trost. Aber wenigstens hatte er das Stechbecken hinter sich. Wenn ihm jemand aus dem Bett half, schön langsam, *poco a poco*, konnte er endlich allein aufs Klo gehen.

Am letzten Dienstag dann hatte man Joshuas Bett heimlich in einen Lift geschoben; er wurde in einen Krankenwagen verfrachtet, der wartend vor dem Hintereingang des Montreal General stand, und eilig über die Champlain Bridge und die ver-

traute Route 10, *autoroute des cantons de l'est*, nach Hause, ins Haus am Lake Memphremagog gebracht. Seligkeit. Bei hochgekurbeltem Kopfteil des Bettes konnte er jetzt durchs Fenster tatsächlich den See beobachten statt säuerliche Siebzigjährige, die, nichts anderes im Kopf als einen guten Stuhlgang – als wäre das ein Beweis für das Nichtvorhandensein von Krebs –, mürrisch den Krankenhausflur entlangschlurften. Obwohl das Eis erst vor einer Woche getaut war, glitten schon windgeblähte Segel über die Bucht. Außerdem saßen auf der gegenüberliegenden Landspitze mehrere Männer in kleinen, fest verankerten Booten – zum Großteil ehrliche Sportangler auf der Jagd nach Flussbarschen, zum Teil aber auch solche mit Teleobjektiven auf der Jagd nach Joshua Shapiro, Esquire. Einige waren sogar aus der Fleet Street gekommen, um ihm von ihrem Quartier im Hatley Inn aus aufzulauern, wo sie zum Frühstück Räucherlachs verlangten, um sich dann lauthals zu beschweren, er sei zu zäh, während sie tief in ihren Koffern bereits die stibitzten Hotel-Badetücher verstaubt hatten.

Die Vögel waren wieder da. In den frühen Morgenstunden, bevor die anderen Hausbewohner aufstanden, beobachtete er den einzig verbliebenen Eistaucher des Sees, der, über dem Wasser kreisend, nach Sonnenfischen und Stinten tauchte. Einmal sah er sogar einen verfrühten Goldfinken zwischen den grünenden Birken umherflattern. Des Abends taten sich Rotkehlchen an großen Wasserspinnen gütlich. Susy und Teddy, die unten auf dem Bootssteg waren, konnte er nicht sehen – selbst wenn er den Hals reckte –, aber er hörte Susy jedes Mal, wenn Teddy einen Barsch gefangen hatte, laut quietschen, und segnete sie in Gedanken.

Er befand sich auf dem Wege der Besserung. Kein Zweifel. Eines Vormittags hatte er es, auf Reuben gestützt, sogar geschafft, ins Arbeitszimmer im ersten Stock hinaufzuhumpeln; um das aufkommende Schwindelgefühl zu bekämpfen, hatte er bei den vertrauten Gegenständen Halt gesucht. Bei den gerahmten Box-, Eishockey- und Baseballfotos. Cassius Clay, da-

mals, über den am Boden liegenden Sonny Liston triumphierend. Al Weill nach dem Walcott-Kampf neben dem bandagierten Rocky Marciano mit geschwollenen Augen. Maurice »The Rocket« Richard, mit den buschigen Brauen, in vollem Lauf. Koufax beim Pitchen. Und dann, auf dem Ehrenplatz, sein kostbarster Besitz. Das Plakat.

WIR MACHEN MADRID ZUM GRAB DES FASCHISMUS

¡No pasarán!

Jedes Haus eine Festung, jede Straße ein Schützengraben,
jedes Stadtviertel ein Wall aus Eisen und Verteidigern ...
Denkt an Petrograd! Der 7. November am Manzanares soll
ebenso glorreich verlaufen wie an der Newa!

FRAUEN –

VERGESST NICHT, EUREN MÄNNERN MORGEN DAS ESSEN

IN DEN SCHÜTZENGRABEN ZU BRINGEN

STATT IN DIE FABRIK

VIVA MADRID

OHNE REGIERUNG

Vom Fenster seines Arbeitszimmers aus konnte er ungehindert zum Besitz der Trimbles auf der anderen Seite der Bucht hinübersehen; zu dem Bootshaus mit den verriegelten Läden, in dem die Grew 212 untergebracht war; und zu der vor Anker liegenden Tanzer, deren Segel noch in der verschlossenen Kabine lag. Wegen der Fichten konnte er zwar den einmalig schönen Tennisplatz und den am Abend mit Flutlicht beleuchteten Steingarten nicht richtig erkennen, dafür aber die Villa selbst mit ihren von Läden geschützten Fenstern. Er kannte sie alle, die frankokanadischen Antiquitäten aus Fichtenholz, die überdimensionalen, maßgefertigten Sofas mit den dicken Daunenkissen, den Billardtisch auf seinen Klauenfüßen: Das alles lag vorübergehend unter weißen Tüchern verborgen. Was er nicht wusste, war, ob Trimble den Besitz zum Verkauf ausschreiben lassen würde – seine persönliche Form

von Buße –, oder ob er, was doch wahrscheinlicher war, das Haus am Victoria-Day-Wochenende trotzig wieder öffnen und Jane damit zwingen würde, der alten Clique gegenüberzutreten ... Zum Teufel mit den Trimbles! Er hatte genug eigene Probleme.

Zwei alte Männer, Reuben und der Senator, schützten ihn vor zudringlichen Schnüfflern. Der Senator genoss es, mit einer Fliegenklatsche auf der einen, einem Eiskübel mit einer Flasche Chablis auf der anderen Seite auf der vorderen Veranda zu sitzen und den neuesten Travis McGee zu lesen. Quer über seinem Schoß lag eine Schrotflinte. Reuben – alt geworden, mit leberfleckigen Händen, aber den Strohhut noch immer in flottem Winkel auf dem Kopf – war, wenn er nicht gerade die Morgenausgabe der *Daily Racing Form* studierte, hier, dort, überall. Reuben bewachte die Kinder am See und las ihnen, wenn er sie abends zu Bett brachte, aus seiner eselsohrigen Bibel vor. Er suchte die Wälder nach Eindringlingen ab und patrouillierte auf dem unbefestigten Zufahrtsweg zum Haus.

Vorgestern war Reuben auf diesem Weg von zwei Männern angehalten worden, einem Reporter und einem Pressefotografen in einem roten Mustang, die ihn für einen Handlanger hielten. »*Je m'excuse*«, begann der Reporter, »*je cherche la maison de Joshua Shapiro*.«

Reuben ließ seine Hände affektiert im Gelenk abknicken und entgegnete: »Sie sehen aber gar nicht so aus.«

Der Reporter lachte anerkennend und erklärte, er sei von der *Montrealer Gazette*.

»Nun, mein Sohn, dann haben Sie Glück, dass Sie mich getroffen haben«, erwiderte Reuben, der einen Schluck aus seinem Flachmann trank und ihn dann dem Reporter reichte.

Der Reporter, fest entschlossen, den guten Kumpel zu spielen, trank aus der Flasche, ohne den Rand vorher abzuwischen. Reuben nahm sie mit unsicherer Hand absichtlich so wieder entgegen, dass er ihm Whisky über die Jacke schüttete. »Hoppla! Oh, tut mir leid«, entschuldigte er sich.

»Ach, das macht nichts«, sagte der Reporter verkniffen.

»Sie sind auf die falsche Straße geraten.«

»Aber man hat uns gesagt ...« begann der Fotograf.

»Welche ist denn die richtige?« erkundigte sich der Reporter.

»Tja, diese Auskunft wäre doch wohl zehn Dollar wert.«

Der Reporter fingerte einen Zehn-Dollar-Schein aus seiner Tasche und nahm sich vor, zwanzig von seiner Zeitung zu verlangen.

»Das Haus von Shapiro liegt eine Meile weiter die Hauptstraße entlang. Erst rechts, und dann die zweite Abzweigung links, unmittelbar hinter dem ›Patates Frites‹. Das ist eine unbefestigte Straße, und Sie müssen sich immer links halten. Dann kommen Sie schließlich an ein Schild, auf dem steht DURCHFAHRT VERBOTEN, BAUARBEITEN AN DER BRÜCKE, aber damit wollen die euch bloß hinters Licht führen. Stellt die Sperre einfach beiseite und fahrt durch. Kapiert?«

»Mann, verzapft der einen Unsinn!« sagte der Fotograf.

»Ich weiß.«

»Da hinten, zwischen den Bäumen, das ist das Haus. Ich war nämlich schon mal hier, als ich den Senator fotografiert habe.«

Reuben öffnete den Reißverschluss seiner Windjacke, um ihnen zu zeigen, dass er eine Schusswaffe trug. »Wenn ihr nicht sofort abhaut«, drohte er, »schieße ich euch die Reifen kaputt. Peng, peng, peng.«

»Wir werden wiederkommen – mit der Polizei.«

»Wenden Sie sich an Officer Orville Moon.«

Sie fanden Moon in Lapinte's General Store, wo er in einer Nummer des *Penthouse* blätterte.

»Ja«, sagte Moon, der sich die Beschwerde des Reporters geduldig anhörte, »ja«; und kehrte mit ihnen zusammen zum Mustang zurück, wo er abwartete, bis der Reporter sich ans Steuer gesetzt hatte. »Sind Sie der Fahrer?«

»Ja. Warum?«

»Weil Sie drei Meilen gegen den Wind nach Alkohol stinken und ich Sie deswegen jetzt festnehmen werde.«

Der Senator erwartete Reuben auf der Veranda; er streckte ihm die arthritische Hand entgegen. »Meinen Anteil, wenn ich bitten darf, Partner.«

»Der ist nur mit 'nem Fünfer rübergekommen«, antwortete Reuben und überreichte ihm zweifünzig.

Reuben Shapiro war Joshuas Vater und Stephen Andrew Hornby, der Senator, sein Schwiegervater. Abends, wenn die Kinder im Bett waren, ging Reuben noch einmal zum Tor hinunter, verschloss es, hängte das Schild mit der Aufschrift VORSICHT BISSIGER HUND / CHIEN MECHANT hinaus und legte auf dem Rückweg ins Haus die Stolperdrähte. Dann spielten die beiden alten Herren im Wohnzimmer Gin Rummy, diskutierten über die Bibel oder sahen zu, wie die Expos im Fernsehen wieder einmal verloren. Dann und wann machte Reuben einen Rundgang über das Grundstück und kontrollierte seine Drähte. Am ersten Abend hatte er sie zu niedrig gespannt; es war nur ein Waschbär gewesen, der das Klappern der Töpfe und Pfannen ausgelöst und damit bewirkt hatte, dass Reuben zur Taschenlampe, der Senator zur Flinte griff.

Auch im Dorf bekamen die Reporter keine Antwort auf ihre Fragen, denn das Haus gehörte der Familie des Senators schon, seit dieser selbst noch ein Kind gewesen war, und alle im Umkreis von vielen Meilen erinnerten sich an Pauline als kleines Mädchen. »Trout« – Forelle – nannten sie sie, weil ihre helle Haut mit Sommersprossen übersät war. Jetzt hatten sie Mitleid mit Pauline, während sie Joshua verabscheuten. Kann ich ihnen kaum übel nehmen, dachte er.

Joshua durfte jetzt auch seine Post lesen, obwohl er argwöhnte, dass man gewisse Briefe noch immer zurückhielt. Gestern war Reuben ein echter Knüller durchs Netz gegangen. Er kam von der David and Jonathan Society, einer erst kürzlich gegründeten Gruppe junger, engagierter jüdischer Schwuler. Sie wünschten ihm alles Gute, »Schalom, Farbe zu bekennen

fällt leichter in der Gemeinschaft von Freunden«, und luden ihn als Ehrengast zu ihrem Purims-Ball ein. Jedem seine Queen Esther. Man hielt ihn auch wieder für gesund genug, um in Zeitungen und Zeitschriften zu blättern. Im Großen und Ganzen waren seine Kollegen nicht allzu grob mit ihm umgesprungen und hatten nicht mehr Hiebe ausgeteilt, als er wirklich verdiente, doch ihm war klar, dass sein TV-Vertrag für die nächste Saison wahrscheinlich nicht verlängert werden würde. Scheiß drauf! Inzwischen hatten sich, wie zu erwarten, alle möglichen Schwulen-Zeitschriften zu seiner Verteidigung aufgeschwungen. *The Body Politic*, Kanadas Journal für Homophile, brachte ihn auf der Titelseite. Als Märtyrer. Der Glad Day Bookshop in Toronto setzte die alte Paperback-Ausgabe seines uralten Buches »The Volunteers« – eine Huldigung an jene Männer, die mit den Internationalen Brigaden in Spanien gekämpft hatten – reißender ab als den neuesten Gore Vidal. *Mandate*, *The International Magazine of Entertainment & Eros*, war es gelungen, seine Mutter zu interviewen, oder, wahrscheinlicher, sie hatte sich ihnen angeboten. Esther Shapiro, geborene Leventhal, bekannt unter dem Namen Esty Blossom.

O mein Gott, und seine total übergeschnappte Mutter – die sie in Winnipeg aufgetrieben hatten, wo sie inzwischen einen Massagesalon mit dem Namen ORAL IS BEAUTIFUL betrieb – hatte gestanden, es habe sie sehr überrascht, zu lesen, dass er schwul sei, und zunächst habe er ihr sehr leidgetan, weil es in dieser Hinsicht in der so spießigen jüdischen Gemeinde doch so viele Vorurteile gebe. »Und nicht nur hier. Ich meine, nehmen Sie doch mal Israel«, sagte sie. »Da gibt es einen Kibbuz für dies und einen Kibbuz für das. Alles, was man sich nur denken kann. Aber wenn's da tatsächlich auch einen Kibbuz für Schwule geben sollte, dann müssen die ihn erfolgreich versteckt haben. Aber vielleicht ist auch der Gaza Strip nicht unbedingt das, was ich mir darunter vorstelle. Ha, ha, ha.« Seine Mutter berichtete, sie sei schockiert gewesen, als seine inzwi-

schen allseits bekannte Korrespondenz mit Murdoch ans Licht gekommen sei. »Schließlich war er eigentlich immer ein Moralapostel.« Um ihnen zu illustrieren, was sie meinte, erzählte sie ihnen von seiner Bar-Mizwa-Feier. »Aber ich habe schon genug Ärger mit ihm, also schreiben Sie das bitte richtig. Moralapostel, P-r-i-g, nicht Prick. Ha, ha, ha.« Sie bedauerte, dass ihr Sohn sich ihr entfremdet habe, doch das, versicherte sie dem Interviewer, habe nichts damit zu tun, dass er jetzt endlich entlarvt worden sei. »Zitieren Sie mich bitte nicht, aber er hat geheiratet, und ich habe seine Frau nie gemocht. Andererseits, wer kann denn wissen, was Pauline durchgemacht hat? Vielleicht gibt sie mir die Schuld.« Esther war nicht nur in der »Women's Lib« aktiv tätig, sondern auch Vorstandsmitglied der »Parents of Gays in Canada«, einer Gruppe, die, wie sie betonte, keine Zweigorganisation, sondern von der ähnlich lautenden amerikanischen Vereinigung absolut unabhängig sei. »Wir sind zum Beispiel außerdem bilingual. Ha, ha, ha.«

The Advocate, ein eher intellektuelles Blatt, meinte in Würdigung seiner gesammelten Sportabhandlungen, sie seien – im Gegensatz zu der erfrischend neuen, aufblühenden Welt schwuler Bücher – notwendigerweise unaufrichtig, ja irreführend normal (was ja, wie der Verfasser zugab, angesichts jener verklemmten Zeit nur allzu verständlich sei). »Ein wichtiger Punkt – wenigstens im Zusammenhang mit den *Advocate*-Lesern und möglicherweise mit den Schwulen überhaupt – ist die Tatsache, dass wir lesen.« Das Blatt zitierte ein paar verfügbare Ausschnitte aus der Korrespondenz und erinnerte an Audens Verhältnis zu Chester Kallman. *Christopher Street* jedoch hatte irgendwie ein paar der Briefe in die Hand bekommen. Offenbar war einer der Korrespondenten in die angeblich so sichere Rare Manuscripts Collection der Rocky Mountains University ein- oder zu Colin Fraser, dem Kurator, vorgedrungen. Oder beides.

Als Joshua nach über zwanzig Jahren zum ersten Mal ein paar von jenen obszönen Briefen wieder las, musste er über ein

paar besonders kesse Passagen so laut lachen, dass ihn der stechende Schmerz in den Rippen zusammenzucken ließ. Insgesamt hatte er das Gefühl, dass sein Teil des Briefwechsels fantasievoller ausgefallen war, und das befriedigte ihn ungemein. Den Briefen vorangestellt war eine ganzseitige Fotografie von ihnen beiden, so wie sie damals, im London von 1955, ausgesehen hatten. Eine weit jüngere Aufnahme, jene, die berühmt geworden war, zeigte sie, wie sie sich an einem Swimmingpool in Beverly Hills küssten. An Markhams Pool. Es folgten drei ganze Seiten Korrespondenz sowie eine Druckspalte voll weiterer Briefftexte ganz hinten, eingeschoben zwischen Werbeanzeigen, die er ganz einfach abstoßend fand.

DER JAC-PACK

vermittelt ein so herrliches Gefühl, dass Sie schwören könnten, er wäre lebendig!!!

Der Jac-Pack ist ein »heißes Loch«, in das Sie tatsächlich hineinschlüpfen können!

Genau wie das natürliche Fleisch umschmeichelt der Jac-Pack

Ihre Nervenendigungen mit *erotischen Lustgefühlen*.

Er garantiert lebenslange Befriedigung mit einem totalen Orgasmus, wie Sie ihn mit der einfachen Onanie niemals erreichen können.

Keine Riemen, Bänder oder Schienen zum Anlegen.

Müheles abwaschbar mit Wasser und Seife.

Bei jeder Bestellung Jac-Ream-Probe und Anleitung für heiße Fotos – KOSTENLOS!

Von derselben Firma gab es außerdem eine Salbe mit dem schönen Namen *Jac-Up* (der Name sagt alles), und etwas, das sich Black-Jac nannte. Das ganze Set, die unübertroffene Jac-Combo, wurde für \$ 19.90 angeboten – zusammen mit einem kostenlosen Katalog über Spielzeug für Erwachsene mit Jack Wrangler in Farbe auf dem Titel. Kanadier mussten jedoch zehn Prozent auf den Preis ihrer Bestellung aufschlagen.

O Gott!

Erst vor drei Wochen, als sich überall Schläuche in ihn hinein- und aus ihm herausschlängelten wie chirurgische Spaghetti, hatte Dr. Morty Zipper ihm sanft die Hand gedrückt und ihn gefragt: »Kannst du mich hören, Josh?«

Als Antwort darauf hatte Joshua die Augen auf- und zugemacht.

»Du kannst von Glück sagen, dass du noch lebst.«

Das zu beurteilen, überlass nur mir, dachte Joshua.